

Ich arbeite, du arbeitest, er arbeitet, wir arbeiten ...

Autor(en): **Weiss, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **70 (2015)**

Heft 2: **6**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich arbeite, du arbeitest, er arbeitet, wir arbeiten...

Vorbemerkung

Jakob Weiss. In den letzten Nummern berichteten unsere städtisch lebenden Ortoloco-Freundinnen und -Freunde über das Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit, oder anders gesagt, über ihre ungewöhnliche Lebensauffassung in Zeiten «neoliberaler Ökonomie». Diese Texte stehen in guter K+P-Tradition, immer wieder, und aus verschiedenen Blick- und Tätigkeitswinkeln heraus, will das Bioforum nicht nur der guten landwirtschaftlichen Praxis treu bleiben, sondern auch für die ganze Gesellschaft nach «Wegen aus der Wohlstandsfalle»¹ suchen.

Im letzten Sommer habe ich mir ebenfalls einige Gedanken über die Bedeutung der Arbeit für ein befriedigendes Leben aufgeschrieben. Sie kommen mir jetzt, nach den konkreten und funktionalen Beschreibungen über die Ortoloco-Gemeinschaft, idealisierend vor. Mein Text ist nicht falsch, aber ich fühle mich gezwungen, etwas Ausgespartes nachzuliefern. Wenn nämlich die Genossenschaft (das Kollektiv) ihre Rechnung offen legt, um zu belegen, dass sie anders existieren kann als man für möglich hält, dann müsste eigentlich auch ich (das Individuum) Einblick geben in die finanziellen Verhältnisse meines Arbeitslebens, das mich zu den beschriebenen Idealen führte. **Doch über das eigene «Geld» redet man nicht öffentlich**, es ist peinlich, zudem werden wir allzu häufig mit Selbstentblössungsgeschichten aller Art konfrontiert, die besser privat geblieben wären.

Ich packe die Herausforderung trotzdem, um für den zentralen Themenkreis Arbeit – Leben – Zufriedenheit – Weltverträglichkeit ein Beispiel zu liefern, das Widerspruch oder Zustimmung zugunsten einer grösseren Diskussion hervorrufen soll. Also: zuerst das schon länger verfasste Ideal, dann einige reale Anmerkungen dazu.

Das Ideal von Arbeit und das Glück

Was machen Sie am liebsten? Am allerliebsten, im ganzen Leben. Welche Beschäftigung gibt Ihnen das höchste aller Gefühle? Überspringen Sie, was einem heute dazu zuerst in den Sinn kommen sollte, aber denken Sie beim Wort Be-

schäftigung an jedes Tun oder Lassen. Neben Arbeiten im landläufigen Sinn also auch an das Faulenzen, Schlafen, Spielen, Träumen... – oder an das Beten, für wen die Losung der Benediktiner «ora et labora» keinen Befehlston hat.

Die Frage ist eindimensional angelegt, wie jene nach dem einzigen Buch, das man mit auf die Insel nehmen würde: nicht wirklich beantwortbar. Sie soll aber auch nur zum Hindenken anregen. **Wann bin ich mit der Welt im Reinen**, tief befriedigt von meinem Dasein? Nachts im Bett vor dem Einschlafen, am Sonntag mit der Markensammlung vor mir, beim Malen im Atelier, beim dritten Glas Whiskey am späteren Vormittag, hoch über den Wolken im Flugzeug, beim Kaufen neuer Kleider, unterwegs auf dem Gipfelgrat – oder beim Melken, Bäume schneiden, gar Ladewagen putzen, Boden wischen, Setzlinge stecken, Konfitüre einkochen, Lismen?

Gerne erinnern wir uns an schöne Momente im Leben. Der Sonnenuntergang an der Küste war grossartig. Das Osterkonzert in der Kirche tief ergreifend. Das Treffen mit Freunden unvergesslich gut gelungen. Das Stillen des Durstes nach einem heissen und strengen Tag reinste Wohltat. Solche Augenblicke sind oft «passiver» Natur und ereignen sich aus dem guten Moment heraus. Man findet sie «etwas vom Schönsten», aber **man wird sie kaum als das bezeichnen, was man am liebsten macht**. Als vorübergehendes Tüpfelchen auf das I lassen wir sie gelten, doch die dichte Substanz des guten und schönen I ist anders beschaffen.

Wenn ich danach suche, was ich am liebsten mache, komme ich gewissermassen auf einen Spezialfall dessen, was wir «arbeiten» nennen. Ich stecke in einer sinnvollen und vielleicht auch schwierigen Arbeit, die mir gut zu gelingen scheint. **Eine Arbeit, die nur gerade ich, mit meinen Händen und dem ganzen Körper machen kann, weil sie hier und jetzt gemacht werden muss**. Sie absorbiert mich ganz und lässt den Rest der Welt verschwinden. Und wenn diese Arbeit ihr Ende gefunden hat, kommt die Welt zurück und ist, zutiefst

subjektiv empfunden, ein klein bisschen besser geworden. Mit diesem Gefühl bin ich glücklich. Dieses Gute passiert unverhofft, nah am sogenannten Alltag, nicht in der Ferne auf einer «Trauminsel». Und am Schreibtisch, nur mit dem Kopf arbeitend, kann ich das Glück bestenfalls durch einen Schleier sehen. – Nach diesem Bekenntnis meinerseits nun nochmals die Frage: Wo steckt *Ihr* Glück?

Glückliche Momente sind nicht erzwingbar, aber man kann versuchen, sein Leben so aus- und einzurichten, dass sie es leichter haben aufzutauchen. Dabei stellt sich mir jedoch regelmässig eine Schwierigkeit in die Quere. Im Augenblick, wo ich die gute, erfüllende Arbeit zu spüren beginne, verlässt mich jedes Bedürfnis, an Geld zu denken oder gar Geld dafür zu erwarten und zu verlangen. **Je lieber ich arbeite, umso mehr will ich dafür nicht bezahlt werden. Bin ich komisch veranlagt oder kennen Sie diesen Impuls auch?** Kommt es womöglich darauf an, ob man «angestellt» ist oder sogenannt «selbstständig erwerbend» durchs Leben geht? Wenn ich aber an meine unselbständigen Tätigkeiten zurückdenke, als Aushilfsbriefträger, Behindertenbetreuer, Gartenaufräumer, Gemeinderat, Zügelmann, so habe ich bei gut gelungener Arbeit auch nie das Bedürfnis gespürt, mehr Lohn zu verlangen. Eher hat man für schwache Leistungen etwas Zeit nachgelegt. Damit will ich nicht meine Arbeitsmoral schönreden, es geht hier nur um das Gefühl, was «gute Arbeit» in einem bewirkt. Und dass, in meinem Fall, bezahlte Arbeit nicht näher ans Glück zu führen scheint als unbezahlte.

In unserer wohlhabenden Gesellschaft kommt man unweigerlich auch ins Wundern, **warum das gute Wort Arbeit dermassen negativ besetzt ist**: Alle müssen sich von der Arbeit möglichst oft erholen! Weil sonst die «work-life-balance» ins Kippen käme. Ferien und die sogenannte Freizeit gelten als das gute Leben, in ihnen entflieht man der täglichen Arbeit und meist auch dem so genannten Lebensmittelgebiet. Die halbe Schweiz ist «Naherholungsgebiet», die Welt ein Erlebnisparc. Erstaunlich auch, dass man mit irrwitzigen Salären «gute

¹ So der Titel eines als NAWU-Report bekannt gewordenen Buches aus dem Jahr 1978 mit namhafter Autorenschaft: *Wege aus der Wohlstandsfalle*, von Hans Christoph Binswanger, Werner Geissberger und Theo Ginsburg.

Arbeitskräfte» anziehen und binden will, weil sie sonst anderswo ihre Arbeit verrichten – und billigere Leute offenbar keine genügend gute Arbeit leisten. Könnte es sein, dass überrissene Löhne nichts anderes als eine Abgeltung sind, weil die dafür geleistete Arbeit im Grunde wenig sinnstiftend, ohne Bezug zu meinem eigenen Leben, ohne Bezug für das Essentielle im Leben, ohne Nutzen für die menschlich drängendsten Aufgaben ist? Oder umgekehrt geschaut, **bekommen Toilettenputzende oder Altenpflegende** (mit nicht der Norm entsprechender Ausbildung) **oder landwirtschaftliche Hilfskräfte deshalb einen tiefen Lohn, weil sie so offensichtlich Nütziges und Sinnvolles leisten?** Und warum eigentlich wird jeder so sehr gelobt, der «Arbeitsplätze» zu schaffen verspricht, selbst wenn die Arbeit aus dumpfem Einpacken am Fließband oder endloser Zahlenschieberei am Bildschirm besteht?

Ich frage nur. Jeder und jede muss sich über die eigene Arbeit – und der Fluchten daraus – selber Rechenschaft ablegen. Mir scheint aber offensichtlich zu sein, dass in einer Landwirtschaft, die sich die Wörter «nachhaltig» und «Kreislauf» und «Lebensqualität» wieder verdienen möchte, ganz zuvorderst diese Geld- oder Bezahlungsgeschichte neu gestaltet werden muss. **Nur tun dürfen, was sich finanziell rentiert, ist der Tod jeder sinnstiftenden Landwirtschaft.** Da darf man nicht einmal das Bauernsterben beklagen. Als Bauer oder Bäuerin jedoch vorbehaltlos gerne machen, was man tut, das ist ein beglückendes Ziel. Nicht ideale Umstände und unbefriedigende Momente werden auf diesem sinn- statt ge-

winnsuchenden (Arbeits-)Weg verkraftet. An dieser Stelle komme ich nochmals auf die Mangelhaftigkeit der eingangs gestellten Frage nach der «liebsten Beschäftigung» zurück: Das Glück taucht bei mir schon auch in anderen Zusammenhängen noch auf. Doch den Charakterzug kindlich gefärbter Oberflächlichkeit kann es dort oder da nie ganz ablegen, und so schön der glückliche Moment sein kann, emotional tiefer greifende Gefühle sind mir die wertvollere Lebensbasis. Glück halte ich für einen gemeinhin überschätzten Zustand und bin ganz zufrieden, wenn er mich nicht täglich heimsucht. Womit wir uns wieder diesem «Täglichen» zuwenden können: der langfristig sinnvollen und befriedigenden Arbeit. Im bäuerlichen Tageslauf und betrieblichen Umfeld verlangt die Erhaltung einer ökologisch und sozial andauernden Qualität vor allem nach zwei Veränderungen: weg vom (nicht erneuerbaren) Erdöl und **weg von der (Stress verursachenden) Abhängigkeit von einem höheren Einkommen, als es aufgrund der natürlichen Voraussetzungen erwirtschaftbar ist.** Keine Kleinigkeit!

Schritte sind möglich. Nicht selten führen sie über Verzicht, der ein simples Weglassen oder Wenigmachen meint, zur besseren Situation. Zum Beispiel zeigten die Artikel von Tex Tschurtschenthaler, Anita Weiss und Lea Egloff ein anderes als das heute massgebende ökonomische Denken und Handeln auf (K+P 3/14 und 1/15). Auch der Bericht von Alfons Bachmann mutete hoffentlich nicht einfach «exotisch» an (ebenfalls K+P 3/14). Auf allen schweizerischen Bauernhöfen steht in die

darin zum Ausdruck kommende Stossrichtung gedankliche und körperliche Knochenarbeit an – aber Arbeit kann sehr befriedigend sein! Und dann zieht es gegen jede Strukturbereinigungspolitik wieder mehr Menschen in den «primären Sektor»!

Die Realität der Arbeit oder das Geld

Seltsam. Meine obige Beschreibung nannte ich idealisierend, weil ihr ein Realitätskern fehle. Wenn ich nun ergänzend dieses «Reale» aufzeige, so geht es mehr oder weniger nur noch um Geld. Oder genauer: um die Versicherung, dass nicht eine Menge Geld hinter der von mir geäusserten Arbeitsauffassung steckt. Dadurch würde sie nämlich zu einer Luxushaltung degradiert, «billig» zu haben. Offenbar werden die gefühlten Ideale erst glaubhaft, wenn die Offenlegung bescheidener finanzieller Verhältnisse ihnen die Aura des Wahrhaftigen verleiht. Würde das in letzter Konsequenz heissen, dass man sehr reichen Leuten gar nie glauben darf? Und womöglich den Büchern von sehr erfolgreichen SchriftstellerInnen nicht trauen kann? – Lassen wir, was sich hier wie eine moralische Falle auftut und **schauen jetzt auf mein IK, das ist das «Individuelle Konto»**, welches die Sozialversicherungsanstalten der Kantone allen BewohnerInnen zukommen lassen, wenn sie ins Rentenalter eintreten. Darin sind sämtliche Einkünfte des ganzen Berufslebens zusammengezählt, anhand der Summe wird die AHV-Prämie berechnet, die man monatlich ausbezahlt bekommt. (Leider reicht diese 1948, sechs Wochen vor meiner Geburt eingeführte obligatorische Altersvorsorge längst nicht mehr, um sich im Alter versorgen zu können; sie wurde geschwächt durch zusätzliche private Anlage-«Säulen», die indirekt, aber zwingend, aus allen Erwerbstätigen kleine Spekulanten machen und sie zu steuertechnischen Tricksereien erziehen.)

Nun, ich habe gemäss IK im Laufe von 44 Jahren 767 000 Franken verdient. Hinzu kommen Stipendien während meines Studiums im nicht mehr genau erinnerten Umfang von etwa 30 000 Franken und eine Erbschaft von 60 000 Franken (sie erlaubte damals zusammen mit gleich viel Geld meiner Frau und noch mehr Geld von der Bank den Erwerb eines Hausteils mit 2 ha Land und 3 ha Wald im Zürcher Berggebiet). Zudem genoss ich hie und da die Unterstützung von Verwandten und Freunden im Umfang von vielleicht weiteren 50 000 Franken. Schliesslich ging eine späte Erbschaft von 75 000 Franken zur Hälfte sogleich mit der



Hier ist das Glück ganz nah, es hat nur grad etwas Rückenweh.

Foto: Brigitte Stucki

Finanzblase bachab. Kurz, ich habe es zeit-
lebens nicht geschafft, eine Million zu ver-
dienen bzw. zu bekommen. Entsprechend habe
ich auch keine Million ausgegeben.

In dieser Materie versierte Menschen könnten
Präzisierung bezüglichen der sich über die
Jahre verändernden Kaufkraft anstellen. Man
erkennt auch sogleich, dass ich keine Kinder
hätte ernähren und ausbilden lassen können.
Selber beschäftigt mich eher die Gegenwart:
Wenn Ronaldo, der Fussballer aus Portugal
(wo die Arbeitslosigkeit der Jugendlichen im
Jahr 2013 mehr als 35% betrug), am Montag-
morgen ins Spielertraining geht, mittags eine
lange Sitzung mit seinen Beratern hat und
abends eine Massage braucht, am Dienstag
zwei Trainingseinheiten zur Grundaussdauer
absolviert und einige Längen schwimmt, am
Mittwoch den Krafraum aufsucht und nach-
mittags an eine Promotionsveranstaltung
fliegt, dann hat er im Laufe des späteren
Abends, also in rund 70 Stunden, soviel ver-
dient wie ich während 44 Jahren. Der reichste
Mann der Welt ist er bei weitem nicht, das
Existenzmaximum liegt höher. Bei mir trifft
rein formal zu, dass ich viele Jahre unter dem
hierzulande geltenden Existenzminimum lag,
**was eigentlich bedeuten müsste, dass ich gar
nicht wirklich existiert habe**. Oder schum-
melte. Doch was heisst schon schummeln in
der untersten Liga? Den Überfluss in der Über-
flussgesellschaft darf man sich doch bestimmt
zu Nutzen machen, das empfand ich jedenfalls
stets legitimer und auch sinnvoller als manch
offizielle Existenz-Regelung in den höheren
Ligen. Da dürfen beispielsweise unsere als be-
scheiden geltenden Bundesräte und Bundes-
rätinnen (sie verdienen heute in rund zwei
Amtsjahren, was bei mir 44 Jahre dauerte)
nach dem Rücktritt weiterhin den halben Lohn
beziehen und werden zudem mit Verwaltungs-
ratsmandaten umschmeichelt. Beides ist für
mich so realistisch wie die Chance, dass die
auf dem Kometen Tschuri im Schatten gestran-
dete Raumsonde Philae noch eine Video-
botschaft schickt, welche die grünen Män-
chen in der Sonntagstracht zeigt.

Um Missverständnissen vorzubeugen sei be-
tont, dass ich nie an Hunger litt und mich von
der Gesellschaft nicht schlecht behandelt
fühlte. Ich bin auch nicht unglücklich, ohne
teure Armbanduhr und ohne Handy zu leben.
Mir wurden dafür schon in jungen Jahren zehn
abgelegene Hektaren **Bündner Bergwelt
überlassen – auf ihnen wuchs nie ein finan-**



Lebensausschnitte und -abschnitte.

Foto: Brigitte Stucki

zieller, aber ein gemüthafter Gewinn. Res-
sentiments gegen sehr gut Verdienende und
eine nachträgliche Enttäuschung über meine
gesamten Entlohnungen kann ich aber doch
nicht immer unterdrücken. Denn heute vermag
ich mit einer AHV-Rente von 1267 Franken
plus einigen hundert Franken Zusatzverdienst
pro Monat nicht «selbstständig» zu leben,
wenn allein die Krankengrundversicherung
pro Jahr 4500 Franken kostet. Der Staat mit
seinen Institutionen fand meine Art der Tätig-
keit, die dem BIP (Bruttoinlandprodukt) wenig
brachte, nicht wirklich belohnenswert. Er ver-
weigert mir im Alter in einem spürbaren Sinn
die Anerkennung, ein tüchtiges Mitglied ge-
wesen zu sein. Ich kann heute niemanden aus
eigener finanzieller Kraft zu einem Glas Wein
oder ins Kino einladen. Ich kann nicht in die
Ferien reisen. Ich kann nicht einmal meine
Schuldzinsen, um im elterlichen Haus wohnen
bleiben zu können, vollständig bezahlen. Und
doch funktioniert mein Leben ganz gut, und
ich tue in bescheidenem Masse all das, was ich
eben aufgezählt habe, trotzdem. Bin sogar Mit-
glied in gemeinnützigen Vereinen und abon-
niere Zeitschriften – dank meiner besser vor-
ausschauenden Frau und dank anders als rein
«ökonomisch» handelnder Menschen um mich
herum.

Diese Lage ist jedoch äusserst ambivalent.
Einerseits lauert für mich Frustration in der
Frage nach dem Grad der Selbstbestimmtheit,
die von Geld nicht völlig loslösbar ist: Alles
freiwillig so geschehen oder doch nicht?
Andererseits kann ich die finanzielle Misère in
einen Erfolg umdeuten: denn je mehr jemand
verdient, umso mehr belastet er oder sie in
wohlhabenden Gesellschaften die Umwelt und

die Welt. Diese simple Korrelation oder Faust-
regel wird auch durch die guten Taten und die
Spenden der finanziell gut Gestellten nicht
wirklich erschüttert. **Ökonomische Theorien
machen gerne einen Bogen um die Tatsache,
dass die Grösse des ökologischen Fussab-
drucks stark vom verfügbaren Geld be-
stimmt wird** (und mit technischen Mass-
nahmen nicht zu verkleinern ist). Die Schweiz
passt noch lange nicht durchs Nadelöhr der
Nachhaltigkeit.

Dabei liegt das Offensichtliche einer guten
Lösung oft sehr nah. Ein Beispiel? Der Tages-
Anzeiger schreibt am 20. Oktober 2014: «Weit
über eine Million der 4,9 Millionen Arbeit-
nehmenden in der Schweiz sind im Job über-
mässig gestresst. Zwei Millionen sind am
Arbeitsplatz mehr oder weniger erschöpft. Da-
durch entgehen der Schweizer Wirtschaft rund
5,6 Milliarden Franken jährlich.» Wenn dieser
Befund auch nur in groben Zügen stimmt: Der
genannte Fehlbetrag reicht aus, um weit mehr
als sämtliche Direktzahlungen für die Land-
wirtschaft zu decken. Nun täte der Landwirt-
schaft mehr Geld aber gar nicht gut. Hingegen
wäre die oben genannte Wirtschaft durch die
Einführung befriedigender Arbeitsverhältnisse
den Dauerverlust mehrerer Milliarden los, wel-
cher, schmerzlos umgebucht, die Landwirt-
schaft mit einem Schlag aus ihrem Ruf als
ewig mühsamer Unterstützungsfall befreien
täte. **Worauf sich sofort alle Bauern und
Bäuerinnen völlig ungestresst der existen-
ziellen (nicht nur der subsistenzialen) Er-
zeugung guter Lebensmittel widmen könn-
ten.** Wenn das nicht das ultimative Win-win-
Geschäft wäre! Von keiner Gedenkfeier für
Marignano zu überbieten. ●